

daß sein Chef von gestern, Dr. Ulrich Brandenburg, hier ein Besitztum hatte.

Die Unbekannte wurde ein wenig unruhig. Seine hartnäckige Schweigsamkeit schien ihr zu mißfallen. Hin und wieder versuchte sie einen hastigen Seitenblick zu ihm hin. Er stellte es mit Befriedigung fest und blieb stumm.

Ganz unvermittelt sagte sie dann, ohne ihn anzusehen: „Schließlich hab' ich Sie ja nicht aufgefodert, mitzufahren, nicht wahr? Aber ich bin Ihnen nicht böse.“

„Oh, das freut mich aber“, fiel Filip spöttisch ein, „daß Sie mir nicht böse sind.“

„Ich brauchte Sie nämlich.“

„Sie brauchten mich?“

„Ja. Ohne Sie hätte ich es nicht auf hundert Kilometer gebracht. Wenn jemand mit mir fährt . . .“

„ . . . auf dessen Bewunderung Sie Wert legen, dann fahren Sie besser. Kenn' ich“, fiel Filip sachlich ein.

Die Folge seiner Bemerkung war, daß sie die kaum ausgestreckten Fühler wieder einzog.

Bald darauf hielten sie vor einem umfangreichen Landhaus, das inmitten eines im englischen Stil gehaltenen Parkes lag.

„Ich bin hier daheim“, sagte die Unbekannte kurz.

Ein Gärtner kam den gelben Kiesweg heraufgelaufen und öffnete das schmiedeeiserne Einfahrtstor.

Filip stieg aus und sah nach dem Himmel. Das Gewitter war schon ziemlich nahe.

„Tut mir leid, daß Sie naß werden“, sagte sie mit falschem Mitleid. „Die nächste Autobushaltestelle ist eine Viertelstunde von hier.“

Filip riß sich zusammen. Jetzt kam es darauf an. So durfte er sie auf keinen Fall weggehen lassen. Er redete sich ein, daß er sie zu dem Wettbewerb brauche und nicht etwa für seine eigene selbstsüchtige Person. Er hielt die Hand fest, die den Wagen wieder in Gang bringen wollte. „Wir werden uns wiedersehen. Sie werden mir ein Rendezvous geben, nicht wahr? Ich muß Ihnen diesen Wettbewerb auseinandersetzen, nur deswegen muß ich Sie sehen.“ Seine Stimme konnte werden, wenn es darauf ankam. Jetzt kam es darauf an.

Sie sah ihn zum erstenmal voll und mit einem prüfenden Blick an. Dann machte sie ihre Hand von der seinen frei: „Auf Wiedersehen, Filip Rastor.“

Filip strahlte sie dankbar an. „Wann? Wo?“

Sie überlegte kurz: „Ich werde morgen nachmittag um vier Uhr wieder in der Ausstellung sein. Im Haus der Frau. Eine kleine Genugtuung bin ich Ihnen ja schuldig. Auf Wiedersehen.“

Er sah dem Wagen nach, der den Kiesweg hinunterfuhr. Plötzlich fiel ihm ein, daß er ihr ja nicht das Bild gegeben hatte. „Ihr Bild . . . Ihr Bild . . .!“ rief er. Aber der Ruf ging unter in einem aufknatternden Donnererschlag. Gleichzeitig klatzten schon die ersten, dicken, warmen Tropfen in den Staub.

Filip stellte den Kragen hoch, stopfte die Hände in die Hosentaschen, zog den Kragen ein und stapfte los. Er war sehr gut gelaunt. Du bist die Schönste im ganzen Land! summte es in seinem Kopf.

Wenn er doch geahnt hätte, wer die Schönste war! Es war sein Pech oder auch vielleicht sein Glück, daß kein Namenschild am Parktor befestigt gewesen war.

Auf der gedachten, weit geöffneten Terrasse, die nach der Havel zu ging, saß ein älterer Herr in weißem Hemd, weißer Flanellhose und weißen Strandschuhen. Er hatte ein kluges und sehr energisches Gesicht, gesund war es und glattrasiert, sein Haar war schon ziemlich grau, aber voll und fest. Die ganze stattliche Erscheinung war achtungsgebietend.

Vor dem Herrn, an einem kleinen Tisch, saß ein Sekretär, dem er ab und zu, wenn er mit raschem Blick eine Zeitung überflogen hatte, eine kurze Bemerkung zur Niederschrift zurief. Neben ihm, auf dem Mosaikboden, lag ein kleiner Berg meist ausländischer Zeitungen.

Als Filip Unbekannte zu diesem Herrn auf die Terrasse trat, unterbrach er seine Beschäftigung. Er streckte ihr die kräftige Hand hin. „Na, Ose? Zurück, mein Kind? Schön gewesen in der Ausstellung?“ Er hatte eine kurze, entschiedene Art zu sprechen.

„Wundervoll, Onkel. Ich muß morgen wieder hin, soviel ist da zu sehen.“

„Morgen? Wolltest du morgen nicht mit Theo nach Rheinsberg?“

Sie schien sich zu erinnern. „Richtig!“ Sie überlegte und bestimmte dann kurz: „Rheinsberg können wir verschieben, das läuft ja nicht fort. Aber die Ausstellung wird bald geschlossen.“ Dann, nachdem sie eine Weile auf der Terrasse herumgelaufen war: „Sag' mal, Onkel, kennst du in Berlin eine Familie Rastor? Hograht-Rastor oder so ähnlich?“

„Hograht? Sicherlich. Große Maschinenfirma. Hat Welt Ruf. Hograht-Rastor ist der Name der Inhaberin. — Warum fragst du?“

„Oh, ich meine nur.“ Zögernd kam ihre nächste Frage: „Und . . . und kennst du zufällig einen Journalisten Filip Rastor?“

Der ältere Herr hob den Kopf und sah sie groß an. Langsam zog sich der eine Winkel des schmalen und sehr beredten Mundes in die Höhe. Dann wandte er sich an den Sekretär. „Mattern, geben Sie doch mal unsere heutige Morgenausgabe!“

Der Mund des Sekretärs zuckte wie der seines Chefs. Er suchte die Zeitung und blätterte gleich die richtige, die dritte Seite auf. „Hier ist der Artikel, Herr Doktor.“

„Les mal, mein Kind!“ sagte der ältere Herr mit einem Schimmer von Lachen in der Stimme. „Das hat Filip Rastor geschrieben. Er ist der Nefte von Frau Hograht-Rastor und war bis vor vier Stunden einer meiner Redakteure. Begabter und famoser Kerl, aber ich mußte ihn leider entlassen, weil ich kein Witzblatt habe.“

Dr. Ulrich Brandenburg wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

Hanna Hederich stellte mit liebevoller Hand einen Strauß voll erblühter Margueriten in einem Bierglas auf den Schreibtisch des Chefredakteurs. Sie legte die Bleistifte ausgerichtet und griffbereit. Sie schob die Schreibunterlage genau in die Mitte. Sie trat zurück und überprüfte den Schreibtisch mit zusammengekniffenen Augen, wie ein Maler sein werdendes Bild prüft. Trat wieder heran und rückte die Margueriten näher an die Schreibunterlage heran.

Dann hörte sie hinter sich eine Stimme: „Das machen Sie außerordentlich niedlich, Fräulein.“

Sie drehte sich um und sah Filip Rastor mit einem eisigen Blick an, der ihr weit weniger gut gelang als der Nichte Dr. Ulrich Brandenburgs. Sie hatte nicht die Augen dazu.

Filip schob die Schreibunterlage aus der geometrisch ausgerechneten Lage und nahm seine beliebte Stellung auf der Tischplatte ein. „Der Herr und Gebieter noch nicht da?“

„Wie Sie sehen — nein.“

„hm. Unordentlicher Betrieb. Man macht es mit der Ruhe.“

„An Herrn Globias' Arbeiten könnte sich mancher ein Beispiel nehmen.“

Filip konnte nicht ahnen, aus welcher zarten Regung die Worte gesprochen, die Blumen auf den Tisch gestellt worden waren. Er konnte nicht ahnen, daß der geistige Urheber der „Lebensfragen“ von seiner Sekretärin geliebt wurde. Er nahm die letzte Bemerkung als persönlichen Hieb, ohne sich indes dagegen zu denken.

Er sagte nur: „Recht haben Sie. Ich bin faul. Aber den Begnadeten gibt's der Herr im Schlaf.“

Dann erschien Globias. Er trug einen Strohhut von jener Sorte, die im Volksmund den Namen „Butterblume“ führt.

(Fortsetzung folgt.)

Urwaldtragödie.

Skizze von Franz Friedrich Oberhauser.

In die tiefe, satte Dämmerung des Urwaldes, die fest und zäh wie Gummi an den Bäumen, Farnen und Gebüsch hing, schloß plötzlich ein Lichtstreif. Verängstigt und verwirrt über den unerwarteten Einbruch der Sonne in das geheimnisvolle Dunkel flüchteten ungezählte Tiere. Durch die Stille drang deutlich das gleichmäßige Arbeiten der Malaien an den hohen Bäumen; aller Bald mußte umgelegt werden, alle Gebüsch und alle hohen Farnen, bis ein einzelner Baum mitten auf einer Lichtung stand.

In der riesenhaften Krone dieses einen Baumes lag, faul und satt, ein Orang-Utan in einem Nest aus Rippablätteln und Farnkraut und äugte mit komischer Traumahftigkeit auf das Geschehen unter ihm.

Einen vollen Tag lang hatte man unter den Bliden dieses Rajas gearbeitet, ohne daß er sich stören ließ, nach einer großartigen Mahlzeit seine Siesta zu halten. Man flocht ein Netz aus Manilahanf, mit kleinen dünnen Striden an den Bäumen festgemacht, und überstrich die Seile mit Damachatz.

Jetzt war es soweit, daß man den Orang-Utan seinem Schicksal überlassen konnte: Er sollte gefangen werden. Wenn er mit langsamen Griffen den Baum herabkommen wird, muß er im Netz hängen bleiben, und in den sich zäh verwickelnden Schnüren würde man ihn leicht zu fassen bekommen.

Die Malaien wurden in das nahe Gasthaus geschickt, wo sie warten sollten. Nur ein kleiner Trupp von sechs Leuten blieb zurück und baute sich auf Befehl des Jagdherrn eine Blätterhütte.

„Ich bin entschlossen, hier zu bleiben“, sagte der Mann mit den großen Pflanzungen. „Hier ist ein großer Baum, auf dem können wir in einem Nest Platz finden; er steht genau gegenüber dem Baum mit dem Raja.“

Hinter dem Urwald ging die Sonne unter. In der plötzlichen Nacht lehrte das Sonnenlicht geheimnisvollerweise zurück, so daß es ausfiel, als wollte es wieder Tag werden. Aber dann verlor das Wunder der Schöpfung in der fatten blauen Dunkelheit der Tropennacht.

Die Insekten begannen in Schwärmen über alles herzufallen; sauggroße Käfer flogen wie Bälle durch die Luft, manchmal fleg ein durchdringender Geruch auf, vermischte sich mit anderen Düften, und der beßene Geruch des nächtlichen wilden Dschungels trieb uns das Wasser in die Augen. Rauberhaft fleg zwischen durch eine mondlichthelle Landschaft vor uns auf, phantastisch, unbeschreiblich. Aber mit wieviel Geduld mußte sie bezahlt werden! Diese wilde Nacht mit den Myriaden Insekten, mit den scharfen Gerüchen zu ertragen, das ist die wirkliche Dschungel. Ununterbrochen glühten die Pfeifen.

Es wurde Tag; immer noch faulente der König der Dschungel in seinem Nest. Die Malaien brachten uns Früchte und Schnaps, Zigaretten und Tabak. Nichts geschah.

Kleine Bouwouaffen kamen in die Nähe des Waldes. Wir sahen sie, wie sie, vergnügt schreiend, Hände und Füße weit ausgestreckt, im Spiel sich von einem Ast zum andern fallen ließen, was zum Lachen reizte.

Die Malaien wechselten die Wachmannschaft. Sie hockten halbnackt auf dem dunklen Moos und spielten bis tief in die Nacht hinein mit kleinen Würfeln aus Jagodrüchern. Sie hielten die Wache, von Mann zu Mann, bis hinüber ins nächste Hindubor.

In dieser zweiten Nacht geschah etwas Unerwartetes. Kaum war es dunkel geworden, als ein Orang-Utan-Weibchen aus dem Walde kam; langsam, vorsichtig wagte es sich auf den Platz, überquerte ihn in kleinen, hupenden Sprüngen gegen den Baum mit dem Raja zu. Dann hörten wir ein leises, tiefes, kurzes Gebell aus einem vollen Kehlsatz, wie das eines jungen Hundes, dessen Stimme in die Tiefe abgeleitet. Das Weibchen witterte schärfer, sah auf den Baum hinauf, hörte wieder das leise Bellen und verschwand plötzlich mit schnellen unbeholfenen Sprüngen über den Platz.

Möglich, daß es sein Weib war. Stimmt das, dann wird es wiederkommen, um ihn zu warnen; vielleicht ist es zu den Jungen zurückgekehrt.

Eine Stunde später kam das Weib wieder. Eine sonderbare Stimme erhob sich. Im Nest drüben bewegte sich etwas.

„Er kommt zur Erde“, flüsterte unser Jagdherr, „früher, als ich dachte. Er geht in die Falle, sein Weibchen dazu ... oder ...? Aber nichts geschah.“

„Was ... oder?“, fragte einer. „In der Dschungel weiß man nichts mit Sicherheit. Es gibt Gehege, die wir nicht kennen.“

Die Nacht war hell; wir sahen fast jedes Blatt in unserer Nähe. Eine Weile blieb alles still. Niemand wagte ein Wort zu reden. Dann riß jemand an der Leine, die das Signal weiterleitete, daß jemand dem Netz nahe war. In diesem Augenblick brach ein einziger wilder Schrei in die Nacht. Ein grauenhafter Schrei, so, daß er nicht beschrieben werden konnte, ein Schrei, in seinem Stimmfall einmalig, unnahelbar.

So unerwartet fuhr dieser Ruf der Wildnis in unsere Ohren,

daß wir die Bächen fester saßen, daß wir die dicken Räder nicht fühlten, die an unsere Wangen stießen. Ich fühlte eine Hand auf der meinen: sie war feucht und zitterte. Ich konnte nur einen Schatten sehen. Das unbestimmbare Gejamm der Insekten hatte ausgeblendet. Welches Gesetz spielte jetzt im Urwald? Diese Stille war wie eine Last. Selbst die Malaien rührten sich nicht.

War das eine Stunde, waren es zwei? Jemand etwas mußte da vorne geschehen sein. Aber wir sahen nichts; nichts bewegte sich. Endlich saßte der Jagdherr nach seinem Gewehr.

Aber ehe etwas geschehen konnte, riß es wieder an der Signalleine. Ein heftiger Kampf begann jetzt drüben am Netz. Ein Kampf unsichtbarer Gewalten. Dann rief eine schwache Stimme von unten herauf: „Er ist im Netz, Tuan!“

„Er ist im Netz“, wiederholte der Rubbermann, und ein leises Lachen kam hinterdrein. „Abwarten!“ rief er zurück. „Es muß bald Morgen werden.“ Die ausgegangenen Pfeifen wurden wieder angezündet, aber dann begann der Kampf neuerdings. Er will ausbrechen! dachten wir uns, vielleicht ist auch sein Weib mit in die Falle gegangen? Aber nein, jetzt sahen wir das Weibchen über den kleinen Platz laufen. Laut brüllend raste es dahin, immer noch hörten wir seine Stimme, eine zweite fügte sich hinzu, dann eine dritte, dann wurde das Gebrüll lauter, näherte sich wieder, tobte auf den Platz herauf, wir sahen drei, vier Orang-Utan-Weibchen, die dem Netz zuliefen.

„Sie werden ihn befreien“, sagte jemand. Aber der Jagdherr schwieg. Er hatte das Gewehr gefichert. „Ein Schuß hätte keinen Wert“, sagte er laut. „Es muß etwas anderes geschehen sein.“

Die Nacht verglomm. Einige Schatten flohen über die Lichtung, wieviel waren es? Man konnte sie nicht zählen. Spurlos, lautlos verschwanden sie im Urwald.

Im frühen Morgen sahen wir es: Der Orang-Utan hing im zusammengefallenen Netz. Ein Steinrieb hatte seinen Schädel getroffen.

„Es ist so“, sagte der Jagdherr und befreite den toten Raja aus dem Netz. „Der König des Urwaldes!“ Er strich ihm über das Fell, über den riesenhaften Kopf. „Er ist alt. Ein alter Urwaldkönig hat keinen Wert, er taugt zu nichts mehr. Er ist eine Last für die anderen. Wird ein Seitengänger; ist ein König und doch keiner mehr. Steht den andern im Weg. Man will keinen alten Urwaldkönig, vielleicht nach einem Gesetz der Schöpfung, man haßt ihn!“

Schweigend standen wir um die rostrote, graue Tragödie. „Man vernichtet ihn“, setzte der Jäger hinzu, „man ahnt die Ewigkeit der ungeschriebenen Naturgesetze.“

Vom Urlaub zurück.

(Kleine Geschichten von der Heimreise).

Von Hans Kiebau.

Fremdenverkehr.

Leonny ist in den Alpen gewesen. Den Heimweg macht er, weit bis ins Badener Land hinein, zu Fuß. Dann sitzt er in Dallsbübel im Wirtshaus und wartet auf den Postomnibus. Die Gaststube ist voll. Überall sitzen die Fremden mit Koffern und Rucksäcken zur Abfahrt bereit. An der Theke aber, vor dem Bierhahn stehen die Einheimischen, die keinen Platz mehr gefunden haben, mit finsternen Gesichtern. Ein großer Mann mit grauem borstigem Bart kann sich nicht mehr halten. „Die Kurgäste!“ trafeelt er, „die Fremde“, kein Stuhl kann man finde vor lauter Stadtfuß. Keine Schoppe! kann ma trinke und kein' Plausch mache, und keiner guckt eine aa — —“

„Was ist denn das für ein bössartiger Kerl?“ fragt Leonny den Wirt.

„Pöcht“, sagt der Wirt und guckt sich scheu um, „das ist d'r Vorsitzende vom Fremdenverkehrssverein.“

Sommer 1932.

Fittiger kommt, Koffer und Reiseplaid in der Hand, vom Bahnhof. Der erste Bekannte, den er trifft, ist Schamß. Schamß bleibt erschrocken stehen. „Nanu?“ fragt er, „verreißt gewesen, in dieser Zeit? Mit so einem großen Koffer?“

„Mir blieb kein anderer Weg“, zuckt Fittiger die Achsel, „woher sollte ich das Geld zum Hierbleiben nehmen?“

Der Individualist.

Georg, wenn er schon einmal verreißt, tut es nicht ohne seinen Wagen. Frau, Sohn und Töchter möchten gern einmal mit der Eisenbahn fahren. Aber das gibt es nicht. „Ich bin Individualist“, sagt Georg, „und wer sein Leben und seinen Wagen selbst steuern kann, der soll nicht andere Leute steuern lassen.“

In diesem Sommer ist Georg am Bodensee gewesen, dann in Bern, in der italienischen Schweiz, schließlich in

Osterreich, ein kleines Stück nach Dalmatien hinein und dann zurück über Prag und Dresden nach Hause.

„Wie war's?“ fragt ihn ein Bekannter. „Gut erholt? Amüsiert?“

Georg verzieht sein Gesicht zur Grimasse. „Amüsiert?“ murmelt er. „Erholt? 19½ Tage habe ich zu der Fahrt gebraucht. Dabei hätte ich es in einer knappen Woche schaffen können. Aber die Familie — natürlich! — wollte fortwährend die Gegend besichtigen!“

Verspätung.

Frau Hertloß ist in Swinemünde gewesen. Frau Hertloß hat, am Samstagmittag, die Heimreise angetreten. Hertloß und Sohn stehen, Blumen in den Händen, am Bahnhof und warten. Um 14.50 Uhr soll der Zug einlaufen. Um 14.10 Uhr verkündet ein Bahnbeamter: „Schnellzug Swinemünde 18 Minuten Verspätung.“

Hertloß senior guckt Hertloß junior an. „Na, ja“, sagt er und wiegt den Kopf hin und her, „die Mutter...“

Telephon.

Nintisch ist in Frankreich gewesen. „Es war herrlich“, erzählt er, „besonders in Paris, aber auch unten am Mittelmeer. Nur über eins habe ich mich geärgert: über das Telephon. Das Telephon in Frankreich ist geradezu eine satanische Einrichtung. Stundenlang kann man daran herumarbeiten, und schließlich sagt einem das Amt: „Der Anschluß ist gestört“, wenn ich dagegen an das deutsche Telephon denke —!“

„Gewiß“, nickt Bollinger, „das Telephon ist bei uns natürlich eine ganz andere Sache. In Deutschland, kaum hat man die Nummernscheibe in Bewegung gesetzt, meldet sich das Amt und sagt: „Der Anschluß ist gesperrt.“

Gesellschaft.

„Hören Sie mal“, sagt Mahnia, „Sie gefallen mir nicht. Vier Wochen sind Sie im Salzammergut gewesen? Und sind bläß wie die Wand? Haben Sie sich denn nicht erholt? Keine Ausflüge, keine Bergtouren gemacht?“

„Nein“, schüttelt Lorch den Kopf, „es ging nicht. Ich war doch in voller Pension.“

Die Fahrkarten.

Landgraf und Frau sind in Helgoland gewesen. Vierzehn Tage haben sie gebadet, in der Sonne gelegen, unverzollten Whisky getrunken und Kaviar, die Portion zu fünfundsiebzig Pfennig, gegessen. Dann ist der Urlaub zu Ende, Landgraf geht zum Fahrkartenschalter des Norddeutschen Lloyd und verlangt: „Einmal Dritter nach Berlin.“

„Wieso nur einmal?“ flüstert Frau Landgraf, „und ich —?“

„Die Karte ist für Dich“, sagt Herr Landgraf. „Was mich betrifft: Ich habe eine Rückfahrkarte in der Tasche.“

„Ja, aber —“ schüttelt Frau Landgraf den Kopf, „weshalb denn nur? Warum hast Du für mich nicht auch eine Rückfahrkarte genommen?“

„Dumme Frage“, murmelt Herr Landgraf und wirft einen Blick zur Düne und zur Badeanstalt hinüber, „Du kannst doch nicht schwimmen.“

Der Friedensengel.

Von W. Rabotoff-Sirin.

Die kleine Dorith durfte schon tagelang nicht auf die Straße, ja nicht einmal ans Fenster des elterlichen Hauses in der englischen Hobeitzzone von Schanghai. Ihre Nurse achtete streng darauf, daß ihr der kleine blonde Engel nicht von der Seite wich. Jedesmal, wenn eine dumpfe Detonation das Haus in seinen Grundfesten erschütterte und die Fensterscheiben klirrten, drückte sie das Kind erbleichend eng an sich, als wolle sie es mit ihrem Körper gegen unsichtbare Feinde schützen.

Dorith war traurig. Es ging nicht in ihr vierjähriges Köpfchen hinein, daß draußen „Krieg“ war, „Krieg“, sagte der Vater mit finsterner Miene, wenn er mittags bei Tisch saß und hastig sein Essen hinunterschläng, „Krieg“, sagte die Mutter mit Tränen in den Augen, wenn er schnell wieder aufstand, seinen kurzen Säbel umschnallte und fortstieß.

Was war das „Krieg“? — Ein Gewitter ohne Regen und ohne Ende. War Schi-Kai auch im Krieg? — Schi-Kai war Doriths kleiner chinesischer Freund, ein Knirps von sechs Jahren mit einem kurzen steifen Zöpfchen, einer blauen Jade, weiten blauen Hosen und schwarzen Pantinen. Er sah wie eine ihrer Stoffpuppen aus, sie liebte ihn innig, pflegte

ihn an der Hand durch sämtliche Zimmer des elterlichen Hauses zu schleppen, und wenn er mit seinem hohen, heißen Vogelstimmchen ein von ihr vorgesprochenes englisches Wort wiederholte, dann schlang sie vor Entzücken die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Aber jetzt war der kleine Schi-Kai schon tagelang nicht zu ihr auf Besuch gekommen. Dorith hatte große Sehnsucht nach ihm.

Eines Abends war das Gewitter noch fürchterlicher als sonst. Das Haus wankte geradezu unter den in dumpfer Regelmäßigkeit wiederkehrenden Stößen, der Widerschein der untergehenden Sonne ging in eine seltsame blutige Rote über, schwarze Wolkensegen eiften über den Himmel hin und ein beizender Brandgeruch erfüllte die Luft.

Die Nurse und Doriths Mutter saßen im entferntesten Winkel der Wohnung, hielten einander trampfhaft an den Händen und ließen ihre angstvollen Blicke nicht von dem Kinde, das mißgelaunt am Boden spielte.

Ein immer lauter anschwellendes Brausen kam von der Straße herauf. Und plötzlich stürzte der Vater ins Zimmer, schweißbedeckt, mit hastigen Schritten, und seine Stimme war seltsam hart, als er den beiden Frauen in knappen Worten kurze Anweisungen gab, von denen Dorith gar nichts verstand. Die Nurse nahm sie auf ihre Arme und setzte sie dann gleich wieder hin, die Mutter lief hinter dem Vater drein, der sich von ihr losriß, unten an der Haustür frachtete es, als sollte diese in den nächsten Sekunden in Trümmer gehen — und in der allgemeinen Verwirrung schlüpfte Dorith eilig in eines der Zimmer, deren Fenster auf die Hauptstraße gingen, kletterte mit Hilfe eines Stuhles zu einem empor, öffnete einen Flügel und sah hinab.

Vor dem Hause stand eine Schar Chinesen, mit zuckenden Windlichtern und Fadeln und blitzenden Gewehren, deren Kolben sie gegen das Haustor stießen. Zwischen die wütenden heiseren Schreie mischte sich das Weinen eines Knaben. Dorith sah schärfer hin und erblickte den kleinen Schi-Kai, der sich zwischen den Beinen der Erwachsenen hindurch schlängelte und immer wieder flehend die Knie eines Chinesen umklammerte.

Schi-Kai war wieder hier! — Dorith purzelte mit ihren kurzen Beinen hinab, während sie oben die Mutter schreiend erfüllt ihren Namen rufen hörte, und sie kam gerade am Haustor, als es unter den Schlägen der Gewehrkolben einbrach.

Die Horde zögerte einen Augenblick da ihr der kleine blonde Engel entgegentrat. Dieser Augenblick genügte aber Schi-Kai, um nach vorne zu stürzen. Und als Dorith ihren kleinen Freund nach den schmerzlichen Tagen der Trennung so plötzlich wieder sah, fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn innig.

Mit betretenem Schweigen sahen die Chinesen der Szene zu. Dann aber brach ein ungeheurer Jubel aus, man hob den kleinen Friedensengel hoch, jeder wollte ihn zuerst ans Herz drücken und küssen, und Schi-Kai stand fröhlich grinsend daneben und stieß mit seinem Vogelstimmchen seltsame kleine Schreie aus.

Doriths Vater wäre beinahe über ihn gestolpert, als er mit der Pistole in der Hand vor die Menge sprang. Aber sowie er sein Kind ganz arglos scherzend auf den Armen der Chinesen erblickte, die darin wetteiferten, es zu verhätscheln, ließ er die Waffe betreten sinken. Er richtete ein paar Worte an die Chinesen, die diese aber wohl nicht verstanden haben würden, wenn nicht der kleine Schi-Kai die Rolle des Dolmetschs übernommen hätte. Er wußte selbst nicht, was der englische Offizier sagen wollte, aber er deutete sich's nach seinem eigenen Herzen und rief nur immer wieder „Friede!“ und „Gut Freund!“ und „Heilig!“ — Und dabei zeigte er immer wieder auf Dorith.

Lachend zogen die Chinesen ab. Und in der raucherfüllten Straße, unter dem brandroten Himmel sah dieser kleine Trupp mit seinen Windlichtern aus wie eine Schar fröhlicher Zecher, die vielleicht von einem bescheidenen Fest heimkehren und im Weine ein flüchtiges Vergessen all des namenslosen Sammers gefunden hatten.

Ahnungslos, ohne zu wissen, daß sie ihre Eltern gerettet hatte, ging Dorith mit diesen und der Nurse in ihr Zimmer hinauf. Was kümmerte sie noch das fernherin vergrollende Gewitter, was kümmerten sie alle die erwachsenen Chinesen, die ihr auf so zarte Art gehuldigt hatten! Sie wußte nur, daß ihr kleiner Freund Schi-Kai sie fortan wieder besuchen würde. Und sie plauderte sich selig in den Schlaf.

(Berechtigte Übersetzung von Dr. Josef Scherr.)